

Quirin Schröder

GRANT

DIE WEISHEIT DER EITRIGEN

Ein Beamten-Philosoph seziert den
Optimierungswahn. Vom Sinn des Lebens
über das Impostor-Syndrom bis zum Raus
aus der Komfortzone:

Der ultimative Anti-Ratgeber!

Impressum

© 2025 Quirin Schröder (Pseudonym)

Lektorat: Franz X. Ehrl

Korrekturat: Eva C. Ehrl

Grafische Aufbereitung: Prime Art (<https://prime-art.eu>)

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8

2203 Großebersdorf

Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at

ISBN:

978-3-99192-041-0 (Softcover)

978-3-99192-039-7 (Hardcover)

978-3-99192-040-3 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der: Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Autoren nutzten die generativen Modelle (u.a. Claude, ChatGPT, Storm, NotebookLM) als kaltes Recherchewerkzeug und digitalen Katalysator, um die historische Patina und die narrative Strukturierung der Absurdität zu filtern. Sie dienten als Zuarbeiter des Grant, nicht als Quellen der Inspiration.

Die kreative Vision, die künstlerische Verantwortung und der unverfälschte Zynismus dieses Werkes liegen jedoch vollständig bei den Autoren.

Über den Autor

Quirin Schröder – Sachbearbeiter der Wahrheit.

Quirin Schröder ist kein Autor, der motivieren will – er demontiert die Motivation selbst. Als literarischer Chronist des Alltagswahnsinns seziert er mit spitzem Bleistift und noch spitzerer Zunge die Wohlfühlfloskeln unserer Zeit. Sein Terrain ist das Zwischenreich aus Amtsstube, Kaffeehaus und Zentralfriedhof. Wo andere den Sinn suchen, findet er Absurdität. Seine Texte sind Monologe eines grantelnden Intellekts, oszillierend zwischen Wiener Dialekt und existenzieller Tiefenschärfe.

Schröder bietet nicht den Weg als Ziel, nicht kleine Erfolge, sondern die Wahrheit – roh, bissig, oft brutal komisch. Er ist der Thomas Bernhard für die Post-Burnout-Generation, ein Anti-Coach mit Herz.

Willkommen in der Welt von Quirin Schröder: Wo Grant zur Poesie wird und der gesunde Menschenverstand zur letzten Bastion gegen den Motivationswahn

Prolog

Na servas, du.

Bevor du diesen Schund kaufst und dich mit deinen optimistischen Fingern durch die Seiten wühlst, musst du wissen, wo du hier gelandet bist.

Das ist kein Ratgeber. Das ist eine Abrechnung. Ein Traktat der gepflegten Resignation, protokolliert aus dem Herzen der Finsternis, auch bekannt als Magistratsabteilung 6/B, Zimmer 312.

Auf meinem Schreibtisch stehen die Bleistifte stramm, ausgerichtet wie eine Phalanx der Hoffnungslosigkeit. Auf dem Papier bin ich Sachbearbeiter, ein Rädchen im Getriebe der absurden Bürokratie. Im Herzen aber bin ich dein Anti-Coach, dein Beamtenphilosoph im Endzeitmodus.

Ich habe dieses Buch nicht geschrieben, um dich zu motivieren. Ich habe es geschrieben, um die Motivation selbst zu demontieren. Ich bin angetreten, um die Lüge hinter jedem Kalenderspruch, die Angst unter jeder Achtsamkeits-App und den Opportunismus im Zentrum jedes „Purpose“ zu sezieren.

Ich reiche dir nicht die Hand; ich halte dir den Spiegel vor, bis dein aufgesetztes Lächeln bricht. Du suchst nach dem „Weg als Ziel“? Du suchst nach „kleinen Erfolgen“? Du suchst nach der „heiligen Pflicht der kleinen Gewohnheiten“?

Verreck nicht daran. Dieses Buch ist die Rache des gesunden Menschenverstands, die letzte Bastion gegen den Wahn. Meine Waffe ist Zynismus, meine Sprache der Grant, meine

Wahrheit roh, bissig, oft brutal komisch. Ich glaube nicht an den Erfolg, der mit Nettigkeiten erkaufte wird. Ich glaube an die Klarheit des Moments, an die Ehrlichkeit des Gulasch und an die brutale Absurdität des Lebens.

Wenn du hier Trost suchst, leg das Buch weg. Wenn du nach einer Gebrauchsanweisung für ein glückliches Leben verlangst, verschwinde. Wenn du aber bereit bist, die Wahrheit zu schlucken – bitter, aber echt – dann willkommen in meiner Welt.

Hier wird Grant zur Poesie. Hier beginnt die Abrechnung.
Schröder. Ende der Durchsage.

Nachsatz

Sollten Ihnen Fehler, Brüche oder Unverständlichkeiten auffallen – behalten Sie es bei sich.

Dies ist kein Handbuch, sondern Literatur.
Ich schreibe, wie mir der Sinn steht.

Korrekturen, Kommentare oder Entrüstung sind zwecklos.
Mir ist's, bei allem Respekt, wurscht.

Hugh, Quirin hat gesprochen-

Am Zentralfriedhof

**Wenn Sarkasmus die letzte Ruhestätte der
Plattitüden wird – Quirin Schröders bitterböse
Odyssee durch Wiens größte Endstation**

Die Ärmelschoner sitzen, der Bleistift ist angespitzt wie die Zunge eines schlecht gelaunten Gottes. Der Amtsschimmel bleibt im Stall, heute sattelt Quirin Schröder sein rostiges Fahrrad namens „Sarkasmus“ und reitet aus zum großen Stelldichein mit der Endgültigkeit. Wien, Zentralfriedhof, Tor 2. Die Luft riecht schon hier anders. Nicht nach Aktenstaub und Desinfektionsmittel, sondern nach feuchter Erde, verwelkten Blumen und... ja, einer fast greifbaren Stille, die nur darauf wartet, von meinen inneren Monologen zerfetzt zu werden. Los geht's. Schnall dich an, es wird eine holprige Fahrt durch Gräberreihen und geplatzte Lebensträume.

Die Mauern meines grauen Reiches aus Formularen und Vorschriften waren heute Morgen enger als sonst. Der Geruch von frisch gespitztem Bleistift – normalerweise ein olfaktorischer Anker in meinem bürokratischen Ozean – roch heute nach... Kapitulation. Ein Kollege, Typ „motivierter Montagmorgen“, hatte mir beim Kaffeeholen mit strahlendem Gesicht diese Perle der Plattitüden ins Ohr gesäuselt: „Denk dran, Schröder, verändere deinen Fokus, und du veränderst dein Ergebnis!“ Ich starrte ihn an, meine Augen wahrscheinlich so leer wie das Versprechen auf seiner dämlichen Kaffeetasse („Carpe Diem!“) und murmelte etwas Unverständliches, das hoffentlich wie Zustimmung

klang, aber innerlich formte sich bereits der Entschluss: Ich brauchte Kontrastmittel. Ich brauchte Realität, roh und ungeschminkt. Ich brauchte den Zentralfriedhof.

Also schwang ich mich nach Dienstschluss auf mein klappriges Stahlross, trat in die Pedale, vorbei an den lärmenden, pulsierenden Adern der Stadt, bis ich vor Tor 2 stand. Zweiter Torreigen, Simmeringer Hauptstraße 234. Die Adresse des größten Hotels Wiens, nur dass die Gäste hier nicht mehr auschecken. Ein leichter Nieselregen setzte ein, als ich durch das riesige Tor trat, das wie der Schlund einer steinernen Bestie wirkte, die seit Jahrhunderten Seelen verschluckt. Die Luft wurde kühler, feuchter. Der Lärm der Stadt wich einem gedämpften Rauschen, dem Flüstern des Windes in den alten Bäumen und dem Knirschen meiner abgetretenen Schuhe auf dem Kiesweg.

„Verändere deinen Fokus, und du veränderst dein Ergebnis.“ Der Satz klebte an mir wie feuchtes Laub. Fokus. Ergebnis. Hier? Auf diesem gigantischen Areal, wo auf knapp zweieinhalb Quadratkilometern über drei Millionen „Ergebnisse“ ruhten? Ein Meer aus Granit, Marmor und verwittertem Stein, durchzogen von Alleen, die breiter waren als manche Dorfstraße. Mausoleen protzig wie Vorstadtvillen, daneben bescheidene Kreuze, die im Moos versanken. Ein groteskes Panorama menschlicher Eitelkeit und unausweichlicher Gleichheit im Angesicht der Würmer.

Ich schlenderte ziellos umher, vorbei an den Ehrengräbern. Beethoven, Mozart (naja, sein Denkmal), Schubert, Brahms, Falco – der „Falke“, hier endgültig gelandet. Hatten sie ihren Fokus geändert? Sicherlich. Hat es ihr Ergebnis verändert? Sie wurden unsterblich in ihren Werken, aber ihre Körper?

Liegen hier, genau wie der namenlose Buchhalter drei Reihen weiter, dessen Grabstein nur noch von Flechten zusammengehalten wird. Das Ergebnis, das wirkliche, biologische Ergebnis, schien bemerkenswert resistent gegen Fokusänderungen zu sein. Mein Blick fiel auf eine ältere Dame, die vor einem gepflegten Grab kniete. Tadelloser schwarzer Mantel, Perlenkette, eine Aura von altem Geld und unerschütterlicher Routine. Sie zupfte an ein paar Gänseblümchen, die sich frech ins Beet geschlichen hatten. Ich näherte mich langsam, der Kies knirschte verräterisch. Sie blickte auf, ihre Augen hinter der dicken Brille musterten mich kurz, nicht unfreundlich, eher... gewohnheitsmäßig.

„Grüß Gott“, murmelte ich, mehr aus Reflex denn aus Höflichkeit.

„Grüß Gott, der Herr“, erwiderte sie mit dieser leicht singenden Melodie der Wiener Oberschicht.

„Auch jemanden besuchen?“

„Nein“, sagte ich ehrlich. „Nur... spazieren. Die Ruhe genießen.“ Ein Euphemismus für „die Absurdität aufsaugen“.

Sie nickte verständnisvoll. „Ja, die Ruhe. Die hat man hier. Mein Theodor“, sie tätschelte den Grabstein, auf dem „Hofrat Dr. Theodor von Strehlow“ in goldenen Lettern prangte, „der hat die Ruhe im Leben nie gefunden. Immer unterwegs. Kongresse, Sitzungen, Dienstreisen. Kaum zu Hause.“ Ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen, eines ohne Freude, eher wie eine alte Narbe. „Jetzt hat er seine Ruhe. Und meine Gesellschaft. Jeden Tag.“

„Jeden Tag?“, fragte ich, vielleicht etwas zu direkt.

„Aber ja. Was soll ich denn sonst tun? Die Wohnung ist leer. Die Kinder weit weg. Hier“, sie blickte sich um, als

wäre der Friedhof ihr Wohnzimmer, „hier ist er ja da. Mehr als früher, eigentlich.“

Ich dachte an den Spruch. Fokus geändert? Oh ja. Von der vernachlässigten Gattin zur treuen Witwe am Grab. Das Ergebnis? Eine tägliche Verabredung mit einem Stein und Erinnerungen an einen Mann, der erst im Tod wirklich präsent wurde. Ein makabres Happy End, vielleicht? Oder einfach nur die letzte, absurde Konsequenz eines Lebens voller verpasster Momente? „Er hatte sicher einen... wichtigen Fokus im Leben“, versuchte ich diplomatisch zu sein.

Sie seufzte. „Den Fokus auf die Karriere, ja. Das Ergebnis war ein schönes Haus, Ansehen, Orden.“ Sie strich über das „von“ auf dem Stein. „Aber hier zählt das alles nicht mehr, gell? Hier zählt nur noch, dass jemand kommt. Und sei's nur die alte Witwe.“ Sie stand langsam auf, klopfte sich die Erde von den Knien. „Na, ich muss weiter. Die Geranien brauchen Wasser. Auf Wiederschauen, junger Mann.“

„Auf Wiederschauen, gnädige Frau.“

Ich sah ihr nach, wie sie mit kleinen, entschlossenen Schritten davonschritt, eine einsame Figur in dieser steinernen Stadt der Toten. Ihr Fokus hatte sich radikal geändert, vom Warten auf den Lebenden zum Pflegen des Toten.

Das Ergebnis? Eine scheinbar sinnvolle Tagesstruktur im Angesicht der Leere. Ob das ein besseres Ergebnis war? Wer war ich, das zu beurteilen? Ich, der Sachbearbeiter, der seinen Fokus zwischen Paragraf Soundso und Anlage B, Absatz 3, hin- und herpendelte, mit dem glorreichen Ergebnis eines genehmigten oder abgelehnten Antrags.

Lächerlich.

Ich bog in eine weniger frequentierte Allee ein. Hier waren die Gräber älter, die Inschriften verblasst. Efeu rankte sich wie gierige Finger um die Kreuze. Die Luft war noch feuchter, der Geruch von Moder intensiver. Plötzlich ein Geräusch, das hier fehl am Platz wirkte: das monotone Brummen einer Maschine. Um die nächste Biegung sah ich es: ein kleiner Bagger, der mit seiner Schaufel routiniert Erde aushob. Daneben zwei Männer in orangefarbener Arbeitskleidung, rauchend, beobachteten die Maschine mit der gelangweilten Miene von Profis.

„Hawiderel!“, rief einer der Männer, als er mich bemerkte. Ein wettergegerbtes Gesicht, Zigarette im Mundwinkel. „Verlaufen, oder auf Immobiliensuche?“ Er grinste breit, zeigte eine Zahnlücke.

„Weder noch“, erwiderte ich. „Nur neugierig. Das geht ja flott mit dem Ding.“ Ich nickte zum Bagger.

Der zweite, ein jüngerer Kerl, zuckte die Achseln. „Jo eh. Früher host da an Buckl g’schunden. Mit da Schaufel, Spitzhacke. Bei Gatsch und Frost. Des woa a Hackn, glaubst ma’s.“

„Und jetzt?“, fragte ich.

„Jetzt?“, sagte der Ältere und nahm einen tiefen Zug von seiner Tschick. „Jetzt sitzt da Kollege im warmen Führerhaus, hört Radio und drückt auf a paar Hebel. Fokus auf Effizienz, quasi.“ Er zwinkerte. „Das Ergebnis is’ aber ,s gleiche: a Loch. Sex Fuß tief, wie im Film. Nur schneller.“

„Und vermutlich billiger“, fügte der Jüngere hinzu.

„Ned unbedingt“, brummte der Ältere. „Die Maschin“

kost' ja a was. Aber es geht schneller. Mehr Gräber pro Tag. Optimierung bis zum letzten Atemzug... oder danach.“ Er lachte heiser. Fokus geändert: von Muskelkraft auf Maschinenkraft. Ergebnis geändert: schneller, weniger schweißtreibend für die Arbeiter, aber das Endprodukt – das Loch für den Leichnam – blieb dasselbe. Der Tod, digitalisiert, optimiert, aber immer noch der Tod. Ich bedankte mich für die Auskunft und ging weiter, das Brummen des Baggers noch im Ohr. Der Fortschritt machte selbst vor dem letzten Ruheplatz nicht halt. Aber änderte er das Wesentliche? Änderte die Methode das finale Resultat? Ein sauberes, präzise ausgehobenes Loch war vielleicht ästhetischer als ein mühsam gegrabenes, aber der Inhalt blieb derselbe. Verdammt, dieser Spruch war wie ein Kaugummi am Schuh – klebrig und schwer loszuwerden.

Die Sonne brach kurz durch die Wolken und tauchte eine entlegene Ecke des Friedhofs in ein unwirkliches Licht. Unter einer alten Trauerweide, deren Äste wie grüne Vorhänge bis zum Boden reichten, saß eine Gestalt auf einer umgedrehten Holzkiste. Ein Mann, vielleicht Mitte fünfzig, vielleicht älter, schwer zu sagen. Verfilzte Haare, ein Bart, der aussah, als hätte er schon mehrere Winter miterlebt, abgetragene Kleidung. Neben ihm eine Plastiktüte mit seinem Hab und Gut. Er schien niemanden zu stören, und niemand schien ihn zu stören. Ein Strotter, wie man in Wien sagt, der hier sein Sommerquartier aufgeschlagen hatte. Geduldet vom Friedhofspersonal, vielleicht weil er weniger Ärger machte als manch trauernder Angehöriger. Ich setzte mich auf eine Bank in respektvollem Abstand. Er blickte auf, nickte mir kurz zu, ein fast zahnloses Lächeln.

„Servus“, sagte er mit überraschend klarer Stimme. „A

schiacha Tog, ha?“

„Geht so“, erwiderte ich. „Könnte schlimmer sein.“

„Jo, könnt‘ schlimmer sein“, wiederholte er nachdenklich. „Könnt‘ regnen. Oder schneiben. Oder ma könnt‘ auf der anderen Seit‘n vom Grabstein liegen.“ Er lachte leise in sich hinein. „Obwohl... ob des schlimmer is‘, waaß ma ned, gell?“

Ich musste unwillkürlich grinsen. „Wahrscheinlich nicht.“

Wir saßen eine Weile schweigend da. Die Vögel zwitscherten, der Wind rauschte sanft. Eine unwahrscheinliche Idylle.

„Sie san öfter hier?“, fragte ich schließlich.

„Im Sommer“, sagte er. „Is‘ ruhig. Keiner scheidt di an. Und die Touristen lassen manchmal a Semmel liegen. Oder a Tschick.“ Er zuckte die Achseln. „Man lebt.“

„Haben Sie einen... Fokus?“, fragte ich, die Worte fühlten sich absurd an, als ich sie aussprach.

Er sah mich an, seine Augen waren überraschend wach und intelligent. „An Fokus? Jo. Heit Abend was zum Essen finden. An trockenen Schlafplatz. Morgen wieder aufwachen.“ Er machte eine Pause. „Reicht des ned?“

„Doch, wahrscheinlich schon“, gab ich zu.

„Schau“, sagte er und deutete mit einer vagen Geste auf die Gräber um uns herum. „Die da, die hatten alle an Fokus. Der ane wollt‘ reich werden, der andere berühmt, die nächste a Familie gründen. Und ,s Ergebnis?“ Er klopfte auf den Boden. „Lieg‘n alle da. Ob mit am großen Stein oder ohne. Ob mit an Dokortitel oder Analphabet. Ergebnis is‘ Ergebnis.“

„Aber der Spruch sagt doch, wenn man den Fokus ändert...“,

begann ich, halb im Scherz, halb weil mich seine Sichtweise faszinierte.

Er unterbrach mich mit einem Schnauben. „Ja, wennst den Fokus von da linken Straßenseitn auf die rechte änderst, kommst vielleicht woanders an. Oder überfahr'n di'. Aber wennst den Fokus auf ‚ewig leben‘ legst, kannst di' brausen. Des Ergebnis steht fest, früher oder später. Des einzige, wasd ändern kannst, is', wie du die Zeit bis dahin nutzt. Ob du deppert irgendeinem Spruch nachrennst oder ob du... na ja, einfach lebst. Oder hier sitzt und den Vögeln zuhörst.“

Er holte eine zerknitterte Zigarette aus seiner Tasche, zündete sie an. Der Rauch stieg langsam auf, vermischte sich mit dem Duft der feuchten Erde.

„Manche sagen“, fuhr er fort, „der Fokus is' wie a Scheinwerfer. Kannst ihn auf die Vergangenheit richten, auf die Zukunft, auf deine Sorgen. Oder du richtest ihn auf den Moment. Auf die Sonne, wenns scheint. Auf die Tschick, die grad raucht. Des is' a Fokus, der vielleicht ka großes Ergebnis bringt im Sinn von Geld oder Ruhm. Aber vielleicht... vielleicht a bissl Frieden.“

Seine Worte hingen in der Luft. Einfach, aber irgendwie... wahrer als der ganze Motivationsquatsch, der mir tagtäglich um die Ohren flog. Dieser Mann, der scheinbar nichts hatte, schien eine Form von Klarheit gefunden zu haben, die den meisten Erfolgsjägern fehlte. Sein Fokus lag auf dem Nötigsten, auf dem Jetzt. Sein Ergebnis war... Freiheit? Eine prekäre, ja, aber vielleicht auch eine radikale Form davon. Frei von den Erwartungen, den Zielen, dem ewigen Optimierungswahn.

Ich ließ ihm ein paar Münzen da, ohne viel Aufhebens. Er

nickte nur, ein stilles Einverständnis. Ich ging weiter, tiefer in den Friedhof hinein, der langsam in der Dämmerung versank. Die Konturen der Grabsteine wurden weicher, die Schatten länger. Es hatte etwas Gespenstisches, aber auch seltsam Beruhigendes.

In der Nähe des Krematoriums, wo der Geruch von... nun ja, nennen wir es „Endverarbeitung“ dezent in der Luft lag, sah ich einen Mann in einem eleganten, aber leicht zerknitterten schwarzen Anzug, der Papiere mit einem Fahrer eines schwarzen Leichenwagens austauschte. Ein Pompfünebrer, wie der Wiener sagt. Der Bestatter. Das Gesicht kannte ich vage aus der Zeitung, irgendein Skandalchen, oder war es eine besonders pompöse Beerdigung eines Prominenten? Er hatte diese typische Wiener Mischung aus Grandezza und Gosse.

Als der Fahrer weg war, zündete er sich eine Zigarette an, sein Blick schweifte über die Reihen der Urnengräber. Ich trat näher.

„Harter Job“, sagte ich, um das Eis zu brechen.

Er drehte sich um, musterte mich von oben bis unten. Seine Augen waren müde, aber scharf. „Jo mei“, sagte er mit dieser unverkennbaren Wiener Färbung, rau, aber nicht ohne einen gewissen Charme. „A G’schäft is a G’schäft. Ob’st Leich’n verkauftst oder Lebensversicherungen. Nur bei uns is‘ die Kundschaft ruhiger.“ Er grinste schief.

„Bringt der Spruch ‚Verändere deinen Fokus, und du veränderst dein Ergebnis‘ in Ihrem Gewerbe was?“, fragte ich direkt, die Absurdität genießend.

Er lachte laut auf, ein Bellen, das die Stille zerriss. „Wos soll i ändern? Mein Fokus is‘, dass der Verstorbene pünktlich

und, sog ma amoi, ‚ordnungsgemäß‘ unta die Erd‘ oder ins Feuer kummt. Dass die Hinterbliebenen zoin. Dass ka falscher Sarg im falschen Grab landet.

Des is mei Fokus. Präzision und Diskretion.“

„Und das Ergebnis?“

„Des Ergebnis?“, er sog an seiner Zigarette. „Des Ergebnis is‘ immer ‚s gleiche, liaba Herr. A Kunde weniger auf da Welt, a Platz mehr auf‘m Friedhof oder a Urne im Regal. Ob der selige Herr Professor sein Fokus auf‘s Geld oder auf sei junge Geliebte g‘legt hat, is‘ am Ende wurscht. Ergebnis: Exitus. Punkt. Da kannst fokussieren, wosd wüst.“

Er schüttelte den Kopf. „Deppate Sprüch‘. Des is‘ was für de Lebenden, de glaub‘n, sie kennan ‚s Schicksal austricksen. Bei uns is‘ des Ergebnis fix vorgegeben. Mir ändern nur die Verpackung. Mahagoni oder Pressspan. Des is‘ der einzige Fokus, der an Unterschied mocht – für‘s Börserl von de Erben.“

Er warf die Zigarette weg, trat sie sorgfältig aus. „Na, oiso. I muaß weida. Die Nächsten wart‘n scho. Sterben tun‘s immer, Gott sei Dank. A sicha Job.“ Er zwinkerte mir zu, drehte sich um und verschwand in der wachsenden Dunkelheit.

Ich stand allein da, zwischen den Gräbern, der Spruch hallte in meinem Kopf nach, aber er klang jetzt anders. Er klang hohl, lächerlich, entlarvt. Die Hofratswitwe mit ihrem posthumen Fokus. Die Totengräber mit ihrem optimierten Loch. Der Strotter mit seinem Fokus auf das Jetzt. Der Pompfünebrer mit seinem Fokus auf das unvermeidliche Geschäft. Sie alle hatten den Spruch auf ihre Weise widerlegt, ihn mit der schroffen Realität des Zentralfriedhofs konfrontiert.

Man konnte seinen Fokus ändern, ja. Man konnte wählen, worauf man seine Energie richtete. Man konnte effizienter graben, liebevoller trauern, bewusster im Moment leben oder den Profit maximieren. Aber das große, das ultimative Ergebnis? Das blieb unberührt, eine Konstante in der Gleichung des Lebens. Der Tod lachte über Fokusänderungen. Er war das Ergebnis, auf das alle Wege früher oder später führten, egal wie oft man die Richtung wechselte.

Als ich das Tor 2 hinter mir ließ und wieder in den Lärm der Stadt eintauchte, fühlte ich mich seltsam ... gereinigt. Der Zynismus war noch da, vielleicht sogar stärker als zuvor, aber er war untermauert von einer fast heiteren Gelassenheit. Die Motivationssprüche in der Kaffeeküche würden morgen früh immer noch da sein. Aber sie hatten ihre Macht verloren. Sie waren nur noch leere Hülsen im Angesicht dessen, was ich hier gesehen hatte.

Ich trat in die Pedale, der kühle Abendwind im Gesicht. Mein Fokus lag jetzt auf dem Heimweg.

Das Ergebnis? Ein warmes Bett, vielleicht ein Glas Wein. Und morgen? Morgen würde ich wieder im Amt sitzen, die Ärmelschoner anlegen, die Bleistifte ausrichten. Mit dem gleichen Fokus auf die absurde Bürokratie.

Das Ergebnis? Ein weiterer Tag überlebt im Hamsterrad. Aber vielleicht, ganz vielleicht, würde ich dabei den Vögeln vor dem Fenster zuhören. Ein kleiner Fokuswechsel. Ein winziges Ergebnis. Mehr war vielleicht nicht drin. Und vielleicht war das auch genug. Der Zentralfriedhof hatte gesprochen. Und seine Botschaft war lauter und klarer als jeder Kalenderspruch.